Jugend

Autor(en): **Smith, Elisabeth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 36

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Jugend

Erzählung von Elisabeth Smith

„Wollen Sie morgen nachmittag den Tee bei mir nehmen?“

Frau Eveline sagte es ganz leichthin, wandte aber das Gesicht ab, weil sie fürchtete, daß sie erröten könnte. Sie wurde jedoch gar nicht rot, nachdem einmal die Hemmung überwunden war.

„Mit größtem Vergnügen, gnädige Frau“, hörte sie den großen braunen Burschen neben sich sprechen. „Um wieviel Uhr darf ich kommen?“

„Vielleicht um fünf!“

Der junge Mann begleitete die Dame bis zur Parkanlage vor den Tennisplätzen und verabschiedete sich dann, weil er noch eine Stunde spielen mußte. Er war ein kleiner Büroangestellter, der sich in seiner freien Zeit als Tennistrainer einen angenehmen Nebenverdienst verschaffte.

Frau Eveline ging langsam durch den Park heimwärts. In ihr sang und klang und brauste es: das Blut. Seit einigen Wochen spielte sie Tennis, vor einigen Monaten erst hatte sie begonnen aufzuleben wie jemand, der endlich wieder den Frühling spürt. Ach ja, seit einem Jahr war sie Witwe, frei war sie, frei. Aber es dauert schon eine Weile, ehe man es so richtig merkt. Und jetzt hatte sie sich sogar einen hübschen und unverschämt jungen Mann eingeladen, der um gut zehn Jahre weniger zählen mochte, als sie. Warum aber das, wo sie doch leicht passendere Partner hätte finden können? Frau Eveline war mit einem alten Mann verheiratet gewesen und sehnte sich jetzt nach Jugend, nach nichts anderem als nach Jugend, vielleicht weil sie den Verlust der eigenen einholen wollte.

Im späten Sonnenschein des Nachmittags sah Frau Eveline auf einer Bank beim Spielplatz ihre beiden Kinder und das Fräulein sitzen. Sie pflegten sie dort manchmal zu erwarten, wenn sie vom Tennisplatz heimging. Sobald sie die Mutter erblickten, eilten ihr die Kinder jubelnd entgegen, liefen um die Wette, wer ihr zuerst um den Hals fallen würde. Fritz siegte heute vor Grete. Der Knabe zählte sechs, das Töchterchen neun Jahre. Fräulein Erhofer, ein junges nettes Mädel, kam mit raschen Schritten nach, begrüßte Frau Eveline und erzählte die Tagesneuigkeiten, soweit sie die Kleinen betrafen. Fröhlich plaudernd gingen sie nach Hause. Erst beim Abendessen fiel Frau Eveline wieder die morgige Verabredung ein, und sie fühlte sich plötzlich beklommen, wie wenn sie ein schlechtes Gewissen hätte.

„Ich möchte“, sagte sie, einem plötzlichen Entschluß folgend, zu dem Fräulein, „ich möchte, daß Sie morgen mit den Kindern vielleicht schon bald nach fünf Uhr vom Nachmittagsspaziergang heimkommen. Ich habe meinen Tennislehrer zum Tee eingeladen.“ Ja, so ließ sich die Sache machen, das war die Gewähr, daß niemand mit sich durchging. Später einmal, wer weiß —

Am nächsten Nachmittag kam Frank Wels pünktlich auf die Minute. Er brachte ein paar Blumen mit und küßte der Hausfrau ein wenig befangen die Hand. Ein junger Mann, eine schöne, reife Frau.

Frau Eveline führte ihren Gast zu dem gedeckten Teetisch. Frank Wels wollte sich gerade setzen, hielt aber unbeherrscht mitten in der Bewegung inne, als er das dritte Gedeck erblickte.

„Das Fräulein wird mit uns später Tee trinken“, sagte die Hausfrau mit feinem Lächeln und sah dabei dem jungen Mann so warm in die Augen, daß die Schatten der Enttäuschung gleich wieder aus seinem Gesicht verschwanden.

Sie plauderten eine Weile scheinbar unbefangen und doch war es manchmal, als zittere zwischen ihnen die Luft. Dann kam das Fräulein mit den Kindern. Eine artige Verbeugung Frank Wels gegen die junge Dame, zu den Kleinen ein paar kameradschaftliche Worte, die ihr Herz gewannen. Fritz und Grete wurden schließlich aus dem Zimmer geschickt, das Fräulein setzte sich mit an den Tisch. Ein etwas übermütiges Gespräch kam in Gang, der junge Mann fühlte sich zwischen der schönen Frau und dem hübschen Mädchen. Seine Blicke begegneten ein paarmal denen von Fräulein Erhofer, die glänzende Augen hatte. Einmal stieg ein leises Mißtrauen in Frau Eveline auf, aber es verflog gleich wieder. Die Kleine war zwar niedlich, aber ein ganz unbedeutendes Ding, mit ihr selbst hielt sie bestimmt keinen Vergleich.

Fräulein Erhofer verließ später das Zimmer, um nach den Kindern zu sehen. Stille blieb am Teetisch zurück, nur die Herzen hörten sich pochen. Frank Wels wandte der Frau langsam den Kopf zu, sein Blick glitt von ihrem Profil über ihre Arme herab, als suchte er an ihr etwas. Und dann hatte er es gefunden. Er griff rasch nach den schönen Händen, riß sie an sich und küßte sie stürmisch.

„Aber nein“, sagte Frau Eveline, doch lag in dem Ton kein Vorwurf. Langsam entzog sie ihm die Hände, und als der junge Mann wie ein reuiger Sünder das Haupt senkte, strich sie ihm über das Haar.

„Mein Junge, ich bin Ihnen doch nur eine gute und mütterliche Freundin!“ Eveline sprach mit dem Mitleid, das die meisten Frauen empfinden, wenn sie meinen, daß ein Mann in sie verliebt ist. Aber ihre Lippen bebten.

Fräulein Erhofer betrat wieder das Zimmer und obwohl die Worte, die dort gesprochen wurden, ganz harmlos klangen, wäre sie doch kein Weib gewesen, wenn sie nicht gleich gemerkt hätte, daß da etwas vorgefallen sei. Die Mißstimmung über diese Entdeckung vermochte sie nicht einmal in ihren Zügen zu verbergen. Eveline sah es und freute sich, obwohl es ein billiger Triumph war.

Als Frank Wels bald darauf mit federnden Schritten das Haus verließ, fühlte er sich mächtig und stark wie ein Löwe. An der Straßenecke blieb er einmal stehen und blickte die Front der Häuser zurück, bis er den Balkon, der zu jener Wohnung gehören mochte, gefunden hatte. Es schien ihm auch, als verschwände im gleichen Augenblick dort ein Frauenkopf. Es mußte aber eigentlich ein blonder Lockenkopf gewesen sein.

„Fräulein“, sagte am nächsten Tag der kleine Fritz, als sie zusammen durch den Park gingen, „Fräulein, gehen wir dem Onkel von gestern Tennis spielen zuschauen.“ Fräulein Erhofer fand die Idee gar nicht so schlecht. Frau Eveline war mit dem Töchterchen Grete nach der Innenstadt gefahren, um Besorgungen zu machen.

Sie standen schon eine Weile vor dem Gitter, das die Tennisplätze umgab. Frank Wels, der gerade mit einem Schüler spielte, sah erst einmal zufällig hinüber, später nochmals und wieder, ehe er sie erkannte. Dann aber winkte er und machte mit der Hand Zeichen, daß er gleich kommen würde. Es dauerte auch nicht lange, da war die Stunde zu Ende. Wels nahm den Schläger unter den Arm und ging auf das Fräulein und den kleinen Fritz zu. Sie unterhielten sich durch das Gitter so lange und ausschließlich miteinander, daß es dem Knaben langweilig wurde. —

Frau Eveline konnte kaum die nächste Tennisstunde erwarten, ihr Leben bis dahin bestand aus Warten. Und als sie endlich den jungen Mann wiedersah, war es eine Enttäuschung, denn er konnte ihr nur knapp die Stunde widmen, die sie zusammen spielten. Seine andere Zeit bis zum späten Abend war bereits besetzt. Aber am nächsten Mittwoch hatte das Fräulein ihren Ausgang.

„Wenn Sie morgen nichts anderes vorhaben“, sagte daher am Dienstag auf dem Tennisplatz Eveline zu Frank Wels, „dann könnten Sie mir am Abend Gesellschaft leisten.“

„Es tut mir furchtbar leid“, entschuldigte sich etwas stammelnd der junge Mann. „Gerade morgen habe ich eine Verabredung. Sie sind mir deshalb doch nicht böse, gnädige Frau?“

„Aber keine Spur“, versicherte Frau Eveline eifrig und begann von etwas anderem zu sprechen. Das Leben besteht aus Enttäuschungen.

Fräulein Erhofer machte sich am nächsten Abend sehr hübsch, ehe sie ausging. Nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, legte Frau Eveline ein paar Patiencen, versuchte dann in einem Buch zu lesen und ging schließlich zwecklos in ihrer Wohnung umher. Sie mochte nicht schlafen gehen, war sich selbst im Wege und kam sich schrecklich verlassen vor. Wo nur das Fräulein so lange blieb? Weiß Gott, die jungen Dinger nahmen das Leben leicht und amüsierten sich einfach.

Es war schon lange nach Mitternacht, als Frau Eveline auf den Balkon trat. Die Nacht war warm. Eveline lehnte sich an die Brüstung und blickte auf die stille Straße hinab. Eben kam um die Ecke ein junges Pärchen, eng aneinandergeschmiegt. Unten beim Haustor blieben die jungen Leute stehen, man sah es auf den ersten Blick, daß sie jung waren. Jetzt erkannte Eveline auch Fräulein Erhofer. Sieh einer an! Und jetzt küßte sie der junge Mann sogar, aber war das nicht — — —?

Er war es. Der Schein der Straßenlaterne fiel eben voll auf sein braunes Jungengesicht. Frau Eveline ging mit gesenktem Kopf und hängenden Armen in ihr Zimmer zurück.

Am darauffolgenden Nachmittag kam Frau Eveline zur festgesetzten Stunde auf den Tennisplatz. Nein, sie möchte heute nicht spielen, sagte sie zu Frank Wels. Sie wollte ihm nur etwas sagen.

„Ja?" erkundigte sich der junge Mann.

„Ich habe gleich gemerkt, daß ihr zwei Gefallen aneinander findet, und heute hörte ich es auch von Fräulein Erhofer. Die Kleine ist ein liebes und braves Mädel, Sie könnten kein besseres finden. Wenn Sie ihr wirklich gut sind, dann steht Ihnen mein Haus nach wie vor offen. Ich sage Ihnen das als Ihre gute und mütterliche Freundin!"

Fassungslos starrte ihr der junge Mann nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Hatte er sich also doch geirrt? Er vermochte das Ganze nicht zu begreifen.

Wie sollte er mit seinen wenigen Erfahrungen auch wissen, wie groß eine Frau sein kann, wenn sie sich erst einmal selbst überwunden hat.

Weltwochenschau

Echo vom Bürgenstock.

In der wundervollen Luft auf der wundervollen Höhe des Bürgenstockes über dem Vierwaldstättersee hat eine Kommission getagt, die schlüssig werden sollte über die Frage der Bundesbahnsanierung und die Regelung der verfahrenen Verhältnisse in den Pensionierungskassen des eidgenössischen Personals. Wer nicht als Personalvertreter oder als eidgenössischer Beamter in die Materie eingeweiht ist, hat es schwer, sich ein ganz genaues Bild von den Dingen zu machen, um die dort oben gemarktet wurde. Der Laie merkt nur eins: Das Personal möchte die Lasten der Sanierung nicht allein tragen. Die Bundesbehörden und alle, die den Bund „sanieren" wollen, würden am liebsten alles auf das Personal abladen.

Diejenigen, die von der „Sammlung auf die Mitte" träumen, können anhand der abgegebenen Voten und der verschiedenen Zeitungskommentare aus Ost und West eine heilsame Klärung ihrer vagen „Angleichungshoffnungen" erleben. Die Zusammenarbeit geht ihre ehernen Gesetze wie bisher. Das heißt, es ringen Interessen mit Interessen, und die höhere Auffassung, die alle in einer gemeinsamen Marschroute zusammenführen würde, dämmert in den wenigsten Köpfen.

Wenn eine führende westschweizerische Zeitung nichts sieht als „astronomische Ziffern", wenn sie aus den fehlenden 800 Millionen schließt, das sei nun eben die Frucht staatlichen Bahnbetriebes mit „politisiertem Personal", und wenn sie höhnisch fragt, ob man endlich etwas gelernt habe, dann verrät sie die ganze Starrheit der Unbelehrbaren. Es war doch so, daß die SBB zur Zeit ihrer blühenden Sparmaßnahmen das Personal abbaute und jeden vierten Mann aus den Reihen der „Besoldeten" in die Schar der Pensionierten abschob. Die Neu-Pensionierten steuerten nichts mehr an die Kasse, sie bezogen nur noch. Unter den sowieso schlecht fundierten Verhältnissen der Kassen riß dies weitere Lücken. Mit Recht fragen die Personalvertreter, ob ihre Leute nach allen Lasten, die man ihnen mit der Sanierung aufgebürdet, nun auch noch tragen solle, was die SBB damals auf dem Rücken der Pensionskasse „sparte".

Der Kampf geht darum, ob die Kassensanierung in das neue Gesetz über die Bundesbahnreorganisation aufgenommen werden solle oder nicht. Das Personal hofft Nein. Aber es muß damit rechnen, daß alle neu Eingestellten nur noch das beschränkte Personalrecht genießen und nur noch zum Teil „beamtenrechtlich" angestellt, also pensionsberechtigt sein werden. Und daß für die „Neuen" eine neue Kasse geschaffen wird. Die „Alten" würden damit geschont, aber mit ihrem Aussterben verschwänden die namentlich von den Welschen angegriffenen „privilegierten" Beamten.

Die zweitletzte Antwort an den Freisinn, die der Sozialisten, ist erfolgt, und man wirft ihnen vor, nichts von dem genau formuliert zu haben, was der Freisinn selbst wohlweislich nicht formulierte! Im Auseinandergehen der Standpunkte auf dem Bürgenstock erkennt man, warum niemand genaue Formulierungen wagt!

Sieg Japans. Sieg Italiens.

Nach einem halben Monat mörderischer Kämpfe läßt sich feststellen, daß die Japaner den Chinesen militärisch überlegen sind und einen deutlichen Anfangserfolg auf beiden Kriegsschauplätzen, im Norden sowohl wie bei Schanghai, errungen haben. Im Norden wurde der Nankaupaß nach 16-tägiger Verteidigung durch drei chinesische Divisionen schließlich von japanischen Korps im Rücken gefaßt und erobert. Das war möglich geworden vom Moment an, als japanisch-mandschurisch-mongolische Abteilungen der großen Mauer entlang und nördlich davon die Tschahar-Provinz bis vor die Tore Kalgans besetzt hatten. Statt einer Bedrohung der Mandschurei durch die Chinesen wird nun eine Bedrohung der chinesischen Hinterlandsprovinz Schansi möglich; fällt Kalgan, so lassen sich von hier aus radial Expeditionen nach Süden und Westen, eben nach Schansi und Suiyuan, detachieren, und eine Umfassung der chinesischen Gesamtfront von Westen her liegt auf der Hand. Falls die Ziele der Japaner nur in der Besetzung der bis heute eroberten Gebiete liegen, kann man von einem raschen Siege sprechen, den sie nun lediglich noch gegen chinesische Wieder-Eroberungsversuche zu sichern haben. Es scheint indessen, daß die japanischen Militärs versuchen wollen, die bisher von ihnen nie berührten gebirgigen Schansigebiete, die unerschlossenen Kohlenfelder daselbst, „anzuschneiden" und den Keil, der China von der Sowjetmongolei trennt, möglichst weit nach Westen zu treiben. Die Abwehr der frontal angreifenden chinesischen Armeen südlich Peking und Tientsin wird nur nebenbei durchgeführt.

Bei Schanghai wütet der vielleicht furchtbarste Krieg der modernen Zeit. Es gelang den Japanern, von der Wang-Pu-Mündung westwärts, am Südufer des Jangtse auf 30 km Länge Truppen zu landen und die Verteidiger zurückzudrängen. Ihre Ueberlegenheit verdanken sie der Schiffsartillerie, die weiter landeinwärts nicht mehr mitspielen kann, so daß die Chinesen ihre Gegenaktionen vielleicht mit mehr Erfolg durchführen werden als bisher. Ein zweiter Landungsplatz wurde von den Eindringlingen am offenen Meer erobert, genau östlich von Schanghai, 20 km vom Wang-Pu entfernt. Obschon die Chinesen jeden Fußbreit Boden mit den Zähnen verteidigen, wird bald einmal die Verbindung der beiden gelandeten Armeen mit den Verteidigungsnestern in der internationalen Niederlassung hergestellt sein; die hartnäckigen zweiwöchigen Anstürme der Chinesen stellen sich als nutzlos heraus; der Kampf um die Wege westwärts, gegen Nanking hin, kann beginnen.

Rücksichtslos haben die Eroberer alle Mittel angewandt, um den Chinesen zu beweisen, daß ihr Widerstand nutzlos sei.